

des 5. Garde-Regiments in Spandau. Seinen
Sambredia auf das Fort Malmo, das zum
Festungsbau von Namur gehörte und am
21. August von ihm mit vier Mann ge-
nommen wurde, schied er in folgenden
Zeilen an die Eltern:

„Ich mußte 600 Meter auf unbedecktem
Gelände aus das Fort losgehen. Allenthal-
ben hatten wir Schützengraben, aus
denen jede Stunde ein Schuß kam, und
wenn das nicht, so konnte ich auf die
vielen Minen, die rumschweren losen, treten.
Von allen Offizieren, die ich freiwillig dazu
gemeldet hatten, wurde ich ausgewählt. Ich
nahm von meinem Zug nur vier Mann mit
und im Gänzlichsten näherten mir uns dem
Fort. Hierin konnte ich leicht nicht, weil die
große Brücke über dem großen Wassergraben
zurückgezogen war. Als der Kommandant
uns bemerkte, rief ich ihm an, rebete ihm
vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie
draußen im Waide standen und das Feuer
sicher erfolgen würde, wenn noch eine Minute
mit der Übergabe gemartet würde.

Der Kommandant ließ die Brücke herunter-
senken und wir betreten das hart belagerte Fort.
Ich ließ jeden einzelnen Soldaten mit unter-
suchten die Waffen mußten sie im Fort
lassen. Meine vier Leute hatten das Geschütz
im Aufschlag. Der Kommandant des Forts
Malmo übergab mit seinen Gefolge. Dann
ließ ich die Wachen in eine Kaserne treten, damit
sie nicht leben konnten, vor herin. Neben
dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und
20 Mann gefangen, die übrigen 400 waren
sich von der Gefangenschaft zum meinten
Zug nachkommen. Die Gefangenen der
Offiziere hätte ich leben lassen, als sie nachher
unser geringe Anzahl sahen.

Ich holte die deutsche Flagge herunter,
und meine Leute vertrieben an einer bel-
gischen Feste, einem Pferd und einer roten
französischen Wappentafel eine deutsche Fahne
und ließen sie. Vorher hatten wir den Bel-
agerer aufgemacht und schickte beim Ansehen
der Fahne ein paar Schützengraben. Ich
zur Wahrung mußte ich das Fort, das gän-
zlich unbedeckten war, besetzt halten. Ich er-
beutete vier 21-Jenitmer-Kanonen und eine
Anzahl kleinerer Geschütze, über 500 Geweh-
re und Pistolen, 500 Granaten und mehrere
tausend Geschosspatronen. Ich wurde erst am
nächsten Morgen abgeführt.

(Gentman v. d. Vinde hat seinen Eltern
den Degen des Kommandanten und die
Fahne des Forts Malmo als Siegeserbe
geschenkt.)

Vermischtes.

**Was die Ernährung von Millionen-
heeren kostet.** Eine italienische Zeitung gibt
eine Berechnung wieder, welche Summe an
Mitteln für die Unterhaltung eines Soldaten
im gegenwärtigen Kriege erforderlich ist. Als
Grundlage wird dabei die Tagesration des
deutschen Soldaten genommen. Aus diesen
Berechnungen ergibt sich, daß das tägliche
Bedürfnis eines Mannes 27 000 000 000
7 275 000 Kilogramm Fleisch, 64 600 000 000
Kilogramm Kartoffeln, 912 000 000 Kilogramm
Weizen und 620 000 000 Kilogramm
Brot erfordert. Um eine Ver-
einbarung von dieser ungeheuren Menge zu er-
halten, muß man sich vergegenwärtigen, daß
das verzeehrte Brot einen Vorrat von
127 Metern Darmstrecke erheben würde; das
Fleisch würde ein Stück von 55 Metern Länge
und 25 Metern Breite bilden und die Kar-
toffeln einen Hauf von 58 Metern Höhe und
entsprechender Breite bilden. Da die Armeen
für die anderen am Kriege beteiligten Länder
nach ihrer Größe entsprechende Mengen zu
berechnen, daß die Ernährung der heute
im Kriege lebenden Soldaten für alle Nationen
täglich viele Millionen kostet.

**„Vorher“ zwei Fehlschüsse und einen
Sturm.“** „...“
In dem gegenwärtigen Kriege sind die
Schaukelen auf dem Steinhau ausgefellt.
Wie eine Anzahl auf dem Schaulenier be-
tracht, ist der russische General die Fehlsch-
üsse und Schützengraben selber nicht in einem
binnen auf der Brust nicht.

Sie kennt ihn! Ein interessantes Schrift-
stück ist dem Militärarchiv eines Mannes aus

dem Ertrage bei der demnächst einsetzenden
werden sollte, das Schriftstück führte von
der Frau des betreffenden Mannes her
laute nach einer Weile aus freier Hand
folgt: „Bitte laßt ihn nicht frei, das ist ein
lästlicher Säuer, der große kurze Mann;
Sonnenabend und Sonntag liegt er in der
Stube betrunnen. Schläger macht er oft,
Frau und seine vier Kinder behandelt er so
schlecht, bald erlungenen müssen sie alles ver-
säumt er, Sonntag geht er nicht auf Arbeit.
Bitte nochmals, laßt ihn nicht frei!“ — Der
Wunsch der energischen Frau wurde erfüllt
und der Mann eingekerkert.

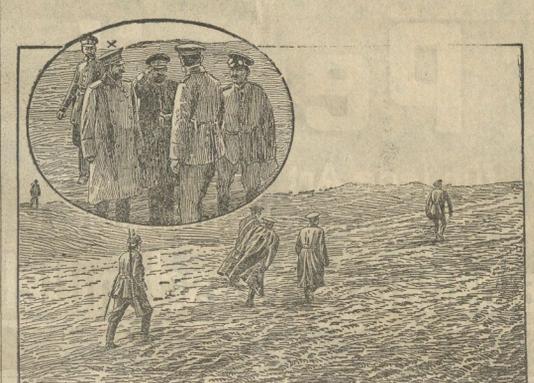
Das „neue Paris“.

Gefährliche Abfälle. — Die Senatoren im Reichs-
tag. — Das auswärtige Amt im Weltkrieg. —
Die „Ausgewählten“.

Vorbeur, die betäubte britische Stadt der
Kriegs- und der guten Städte an der breiten
füllen Garonne, die so plötzlich zur Dampf-
Frankreichs erhoben worden ist, hat mit einem

Historischer Augenblick aus der Schlacht an den östpreussischen Seen.

Transport des Generals Maros nach seiner Gefangennahme. Oben: Gefangennahme des russischen
Generals Maros (X) und eines Offiziers seines Stabes.



Es erregte Aufsehen und Entsetzen im ganzen
deutschen Vaterland, als es bekannt wurde, daß
russische Generale den Befehl erhalten hatten, die
Männer, ohne Unterschied des Alters, die in die
Hände der Russen fielen, zu erschließen. Einer der
Unterzeichner dieses Befehls lag der russische
General Maros gewesen sein, der in deutsche
Gefangenenschaft geriet. Er wurde in russischer
Hölle in Genußhaft gehalten wird, ist ein

und bei diesem plötzlichen „Umzug“ der Re-
gierung, bei dem so manches drunter und
drüber gegangen ist, kann man gar lustige
Beobachtungen und Bemerkungen beobachten.
Vor dem Weltkrieg, in dem jetzt fast
der heiteren Epöche der Kaiser die getragenen
Reden der Senatoren zu hören sind, hat man
ein großes Plakat mit der Aufschrift „Ratten!“
nach rechts entfernt. Der Generalpotentat hat
sich in dem Zeitungsartikel hässlich ein-
gegriffen, der polierenden Wohnung für einen
Mittler von Telegaphen, die nicht sprechen,
und von Telephonien, die nicht hören.

Der Telegraphen- und Telephonbetrieb
heißt nämlich in Bordeaux im ersten, und
viele Depeschen wurden mit dem Zuge ab-
geschickt und dem Adressaten erst zwei Tage
später eingehändigt. Die Beamten des
Kriegsministeriums arbeiten in einer Kam-
schale, wo noch die Lomdebelle heißiger Bild-
bauer hermitischen, und andere hohe Offiziere
in einer chemischer Versuchsanstalt ein-
quartieren, in dem noch die stürmischen Zeichen
der früheren Tätigkeit sich bemerkbar machen

beruhigen. Man bestaunt sich nämlich allent-
halten, da so viele junge Leute, die kräftig
und gesund ausliefen, noch immer in ihren
Stallfedern sind und ihrer bürgerlichen
Lebensführung nachgeben. Ein Offizier, der aus
dem selben Kam, sagte kürzlich ganz erbittert:
„Es gibt noch genug „Ausgewählte“, die
tampfen können, um aus ihnen ein Arme-
korps von 60 000 Mann anzustellen.“

Dölksernährung zur Kriegszeit.

Als unsere Generäle haben immer wieder
ihren Plan entworfen, das Deutsche Reich mit
Hilfe der englischen Flotte auszubringen. Es
kann demgegenüber nicht oft genug darauf
hingewiesen werden, daß dieser Plan — schon
im Hinblick auf unsere gute Ernte in diesem
Jahre — vollständig aussichtslos erscheint. Was
zum Jahre 1916 ist ein Nahrungsangel in
Deutschland überhaupt nicht zu befürchten.
Nichtselbstentzogen ist es zweckmäßig, unsere
Vorräte an Nahrungsmitteln zu vermehren, falls
dies möglich, weil wir dadurch in der Lage
sind, größere Preissteigerungen zu verhindern.
Wichtigere Bemerkung ist die, daß das Jahr 1915
eine ideale Ernte bringen, und im Hinblick auf
den Winter — wenn der Krieg noch nicht be-
endet wäre — solche Vorräte recht nützlich sein.
Empfehlenswert ist immerhin, die für die
frühtägigen Kriegsausfälle Wägen in einer
Veröffentlichung hervorzuheben, die die
Furchen des Bodens aus dem Boden zu
Weißbrot, Semmel, Milch und Mähegebäd.
Da Deutschland erheblich mehr Roggen als
Weizen erzeugt, so müssen wir hauptsächlich
Roggenbrot genießen. Überdies ist das
Roggenbrot für die Mehrzahl der ge-
sunden Menschen vorteilhafter, weil es
die Darmtätigkeit besser anregt. Diese günstige
Wirkung kann noch dadurch gesteigert werden,
wenn man auch die Rote in dem Weizen
verwendet, die nebenbei großen Nährwert hat.
Allerdings sollen dunkle Brotkrumen nicht
mäßig genossen werden, sondern mindestens
1-2 Lagen alt sein. Der Weizen, aus dem
das Mehl für die Mähebereitung zu machen
soll, würde eine Mischung von Roggenmehl und
Weizen aus Brot bilden.

Alle rechtlicher Viehhaltung ist ge-
fährlich von Abel. Es empfiehlt sich
deshalb, in allen Familien den Viehhaltung
aus einer Porzellan idyllisch zu verringern und
auch diese nicht allzu groß zu bereiten, die
sollte vollständig nach Möglichkeit nach
oder Schweinefleisch ersetzt werden. Das
Schlachten von jungen Schweinen bedeutet
eine große Verschwendung und sollte aufhören.
Empfehlenswert ist für 1915 eine mäßige
Verminderung des Viehhaltungsstandes
durch Schlachten von Stieren und Hirschen.
Man könnte dann einen Teil der Fleischer,
die bisher Viehhalter erzeugten, dazu benützen,
Getriebe für die Mehrzahl der Menschen

„Staat aus dem neuen Reich sollte das
zur Ernährung notwendige Getreide aus dem
billigen Reich gewonnen werden. Ackerbau,
Milch, Rote, Kartoffeln bilden eine ausgezeich-
nete Ernährung. Auch die Getreide, die
angekauft werden, vor allem Weizen,
Erbsen, Linzen, aber auch Weizenbrot,
Kohlrabi, Spinat, Blumenkohl, Karotten, rote
Wägen und auch aus Milch lassen sich aus-
gezeichnete Speisen bereiten.“ Die Verwaltung
der Stadt sollte ebenso wie die großen
sozialwirtschaftlichen Organisationen sehr große
Mengen von Erbsen, Linzen, Bohnen, Weizen,
Weizen, Karotten usw. ankaufen und für den
Nothfall aufheben. Und endlich ist ein reich-
licher Anbau von Kartoffeln er-
wünscht. Allerdings muß Kartoffelmehl, unter
das Brot gemischt, dieses sehr schmackhaft
und halt es länger frisch.

Wenn man einermöglichen den hier ge-
genannte Richtlinien in weiten Kreisen der
Bevölkerung folgt, so ist der Plan unserer
Generäle, nie immer sich auf die Dinge ein-
zuwenden mögen, nicht nur durchaus an-
führbar, sondern es wird damit die Möglich-
keit einer Lebenszeit das nächste Jahr
ausgezeichnet. Das Deutsche Volk wird auch
in der Frage, wie in einem
süßeren Zeit, einzig sein, und somit auch
vollständig, wie militärisch und finan-
ziell den Sieg behalten.

lernten Vorpost der Domäne Hainfanden,
welches, umringt von mehreren hundert
Männern, in äußerster Einseitigkeit das
Eingegangsverhältnis aus dem Schilde hatte
sich der Partie angegeschlossen; abends sollte
dann in dem Wirtshaus „Zur Linde“, das
unweit des Vorwerks am Grunde des Waldes
lag und im Sommer einen beliebigen Aus-
flusstort bildete, getrast und in der Nacht
dem herrlichen Vollmondstrahl des Heimats
angerechnet werden.

Einige Zeit vor der Wähe hat Herr Ober-
amtmann Herbert zu sich bittet.
„Ich höre“, sagte er freundlich.
Sie wollen die Partie nicht mitmachen, Herr
Sammer?
„Wenn Sie erlauben, möchte ich allerdings
zu Haus bleiben. Herr Oberamtmann“, ent-
gegnete Herbert in leiser Verlegenheit.

„Weshalb wollen Sie sich das harmlose
Vergehen nicht gönnen?“ fragte der Ober-
amtmann lächelnd. „Ich habe überhaupt be-
merkt“, fuhr er ernst fort, „daß Sie sich in
letzter Zeit mehr zurückziehen. Weshalb das?
Geht es Ihnen bei uns nicht mehr?“
„Was wäre der unbedeutende Mensch, wenn
ich Ihre Güte nicht anerkennen wollte“, ver-
setzte Herbert warm. „Aber ich denke, ein
armer Verwalter paßt nicht in die Gesell-
schaft...“

„Ich reden Sie teilen Unlust. Herr
Sammer. Mir alle wissen, daß Sie uns ge-
sellschaftlich vollkommen gleich gestellt sind,
und wenn Sie sich nicht mit Ihrem Vater aus-
gezeichnet haben werden, so können Sie die
ganze Gesellschaft hier ausgrenzen.“
(Fortsetzung folgt.)

Schlachtfeld für etwas fälschlich heimathliches
Fleisch verwendet wird. In dem
„neue Paris“ geworden. In heften Aufstau-
rant der Stadt, dem berühmten „Capon“ ist,
sind jeden Abend sämtliche Tische voraus-
bestellt, und da sitzen alle die Minister, Ge-
nanden und führenden Politiker und lassen
sich schmücken, so gut es eben geht. Die
Kaiser Sprachweise, die viel multifidischer
und klarer ist als die Aussprache des Ebdens,
ist überall zu hören. Die stürmischen und
blühenden alten Staatsmänner und die
eleganter jungen Regierungsbeamten stehen
plaudernd an den Straßenrändern oder sitzen
in dem Galles, von den tieferen Einwohnern
„Wanderer“ mit bunterdem Stamen be-
trachtet.

Der vor einer Woche noch eine Lokal-
größe war, muß sich einziehen, daß er
nicht ist. Die Kaiser Herr haben die
Kontraktoren von Bordeaux zu rufen aus dem
Ansehen ihrer Mitglieder verdorrt wie
Polenard den Präzisen aus seinem Palais.

und im Für die Annahme steht: „Bitte um
Nache, um die Verluste nicht zu hören.“ Die
Herrn des auswärtigen Amtes dagegen sind
in dem mehrtrüglichen Palais eines reichen
Bekanntmanns gekommen und lassen, daß
sie vor diesem Herrnmann, überhaupt nicht
arbeiten können. In Bordeaux herrscht je-
tzt kein Leben als in Paris. Ja, es herrscht so-
gar zu viel „Leben“, denn die Stadt liegt
weit weg vom Donner der deutschen Kanonen,
und so ging es denn ein paar Tage hier
zu lang her, daß sich manche Besucher bei dem
Geruch der Lage davon verlegt fühlen. Man
meint, Bordeaux sei nicht erkrankt genug für
den Krieg.

Seitdem ist es in der Stadt recht ruhig
geworden. Die Einberufung aller Männer
zwischen 20 und 45, die bereits wegen för-
derlicher Mängel ausgewertet waren und sich
mit zu einer neuen ärztlichen Untersuchung
stellen müssen, hat jedem zu denken gegeben,
obwohl vielleicht dieser Schritt einfach ge-
schehen ist, um die öffentliche Meinung zu

erinnernungen haben je keine Nacht mehr über
Fräulein Maros — sie ist über Nacht aus
meiner Empfindungswelt.“

„Sie errotete leicht. Rosa lachte.
„Ja, meine gute Sie ist erhaben über der-
gleichen“, sagte sie. „Sie steht auf einer be-
sonneneren Warte als mit anderen gewöhnlichen
Erdbildern. Ich komme mir ihr gegenüber
oft recht kindlich vor.“

„Ghädlich derjenige, der sich kindlichen
Glauben und kindliches Vertrauen bewahrt
hat“, entgegnete Herbert scharf.
„Su — wozu ist ein ernstes Gesicht Sie beide
machten“ rief Rosa. „Ein solches Gesicht paßt
nicht für den köstlichen Weibschicksel.“

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein. Ich
beschah bitte ich um die Erlaubnis, mich
zurückziehen zu dürfen.“

„Aber nicht doch!“ rief Rosa. „Sie wollen
doch nicht den heutigen Abend allein auf
Ihren Zimmer sitzen? — Das erlaube ich
nicht! Kommen Sie, ich sehe Sie sich meine Ge-
schichte an. Ich bitte Sie, Herr Sammer —
kommen Sie! Sie würden mir die ganze
Freude verderben, wenn Sie uns verlassen
wollten.“

Sie sah ihn so gütlich bittend an, daß es
Herbert nicht über sich gewinnen konnte, ihr
eine abschlägige Antwort zu geben. Er ließ
sich vor ihr setzen und in den anderen, die
plaudernd den Weibschicksel umgeben.
Herr Krüger begrüßte ihn freundlich, und die
jungen Offiziere behandelten ihn ganz wie
Unerschrockene, mußten sie doch, daß er der
Sohn eines der reichsten Grundbesitzer der
Provinz war. Am frohlichsten war Rosa, die
ihm die Geschichte erzählte, die ihr neues Weis-

wert umding und ihn fragte, ob ihr die meiste
Koch nicht gut liege — kurz, die ihr mit einer
tremendigen Vertraulichkeit behandelte, daß es
ihm warm um das Herz wurde und er schließlich
mit den Fröhlichen war.

Während des Abendessens sah er neben
Rosa, dem gegenüber sah Rosa anhalten den
zwei Offizieren, aber während sie mit diesen
plauderte, schweiften ihre lachenden Augen oft
mit freundlichem Glanz zu ihm hinüber.

Er sah schweigend zu, auch die Blick
hinüber, aber auf ihrem Gesicht lag ein leichtes,
schalkiges, bitteres Lächeln. Mählich sagte sie:
„Fräulein Krüger nicht reizend?“

Herbert sah sie erlucant an.
„Allerdings“, entgegnete er. „Fräulein
Krüger ist sehr lebenswürdig — ein heiteres,
reizendes Kind...“

„Es ist gut, daß Sie das finden...“
„Was liegt daran?“

„Dann — Rosa liegt sehr viel daran. Und
für Sie —“ eröffnet sie eine glänzende Aus-
sicht...“
„Fräulein Krüger!“ rief er erköstert aus.
Doch sie wandte sich mit einem Winkelaugen
ab, um dem Diener einen Befehl zu erteilen.

11.
Es war herrliches Winterwetter und prächt-
lich hellen Himmel. Fröhliche die Sonne lie-
bte auf die weisse Schneedecke, die Felsen
und Wägen bedeckte und den Fichtenwald in
einen warmhaften glühenden, blühenden und
tintenden Märchenwald verwandelt hatte.
Am zweiten Festtage sollte eine Schützenarie
nach dem eine Stunde von Weinbänden ent-

Neuzeit Kriegs-Despöthen.
W. L. B. Berlin, 2. Oktober,
 9 Uhr vormittags. Großes Hauptquartier,
 1. Oktober abends.

Am 30. September wurden die Höhen von Ruge und Fresnoy (nordwestlich von Dijon) den Franzosen entzogen.

Beifällig von St. Mihiel wurden am 1. Oktober Angriffe von Laul her zurückgewiesen. Die Franzosen hatten dabei schwere Verluste. Der Angriff auf Antwerpen schiedreift erfolgreich fort.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz keine Veränderungen.

Erntedankfest.

Die Glocken des Erntedankfestes klingen wieder einmal durch Stadt und Land. Was im vergangenen Frühjahr mit zögernder Hoffnung den jungen, langfristigen Boden anvertraut wurde, hat sich im Laufe des Sommers und Herbstes zu reicher Ernte entwickelt. Dochglückliche Getreidemengen lauten vor wenigen Wochen in die bergenden Höhen, eine reichliche Kartoffelernte liegt in den Aehren bereit, um die Ansprüche des Winters zu befriedigen, und das Vieh im Garen ist gleichfalls gut geraten. Darum blüht heute jedermann freudig und dankbar zum Schöpfer empor, dessen Güte und väterlicher

Fürsorge wir dies alles verdanken; und in den Gottesdiensten quillt das Dankgebet des Landmanns aus erlöstem Sorgen innig und tief empfindlich zum Himmel empor. — Daß uns gerade in diesen Jahren mit keinem für unser Vaterland so bedeutungsvollen Schicksalswalten eine gute Ernte beschert wurde, ist unseres kuppelten Dankes wert. Ist doch damit in erster Linie die Befürdigung gegenstandslos geworden, daß in den schwereren Tagen, die dem Herbst des Hungers an unsere Ähre klopfen könnte, dieser Sorge sind wir nunmehr enthaben und damit wird sich zugleich auch bei verzagten Gemütern die Sorge um das politische Schicksal unseres Vaterlandes verringern. Wie lange Deutschland noch zu kämpfen haben mag, um das Meer seiner Feinde und Feinde zu Boden zu ringen, das vermag freilich niemand voraussagen. Kommen jedoch noch dieser Zeit zu bestimmt, wie uns noch den Winter ein neuer Frühling kommen wird. Und dann wird es dem deutschen Volke verdammt sein, ein angetes, und zu Gott will noch schüneres und größeres Erntedankfest zu feiern.

Vermischtes.

Nebra. Beim Erntedankfest in Röhleben wurden am Mittwoch 22 Mäherpflichtige von hier vorgestellt. Davon wurden ausgehoben 14 und zwar 1 zur Gardeinfanterie I, 1 zu den Gardeschützen I, 8 zur

Infanterie I, 1 zur Infanterie II, 2 zur Fußartillerie I, 1 zur Feldartillerie I. Die übrigen 8 wurden 1 Jahr zurückgestellt.

Nebra, 1. Oktob. Die städtische Flugbodenflak ist seit 15. v. Mts. geschlossen und sind für Badekarten, einchi, der Familienflakmarken, 502,95 Mark gelöst worden. Die Badekarten wurde tege in Anspruch genommen und sind — außer den obigen Stammkarten — 2500 Badekarten für Erwachsene und 2691 für Kinder abgegeben worden.

Stadt 250 Gramm fortan 500 Gramm. Das zulässige Gewicht der Selbstpfundungen ist verhögelt worden. Die amtliche Werbung lautet: Von Montag, den 3., bis einschließlich den 31. Oktober werden verpackungsfähige Selbstpfundungen im Gewicht von über 250 Gramm bis 500 Gramm gegen eine Gebühr von 20 Pfg. angenommen. Die Gebühr für Selbstpfundungen im Gewicht über 50 bis 250 Gramm wird gleichzeitig dauernd auf 10 Pfg. festgelegt.

25 Jahre Luftkutschbahn. Unsere Eisenbahnstrecke, die das fruchtbarste Lastrattdal dem größten Verkehr erschloß, konnte Donnerstag ihr 25jähriges Jubiläum begehen, denn sie wurde am 1. Oktober 1888 dem Verkehr übergeben. Der Zufall will es, daß genau 25 Jahre nach der Eröffnung die unserer Strecke parallel laufende Finnebahn dem Betrieb übergeben wurde.

Catzdorf, 26. Sept. Der heute hier verammelte Lehrereine Lauda (Zweigverein des neuen preußischen Lehrereine) beschloß gemäß dem Antrage des Vorstandes des Lehrereine vom 1. Oktober ab 3% des Gehaltes zur Linderung der Klagsanlie zu opfern.

Neuburg a. S., 28. Sept. Das Schmutzgericht beurteilte in nichtöffentlicher Sitzung den Dienstknecht Karl Gläßer aus Saubach wegen verächtlicher Mordhand zu 6 Monaten Gefängnis. — Das Schmutzgericht beurteilte den Baumannsmeister Oswald Sauer aus Weiffels wegen Konkursverbrechen zu 1 Jahr 3 Mon. Gef., sein der Weiffels angeklagter Sohn, Techniker, Heinrich Sauer, wurde freigesprochen.

Kirchliche Nachrichten.

17. Sonntag nach Trinitatis.

Erntedankfest.

Es predigt um 10 Uhr: Herr Oberpfarrer Schwegler.

Kollekte für Stureweien.

Abend 8 Uhr Kriegsbettunde.

Im Anluß an dieselbe soll das heilige Abendmahl gehalten werden.

Vorherige Anmeldung dazu wird in der Pfarre erbeten.

Beim Ausgang werden Gaben für unermüßungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde erbeten.

Gesamt: Am 27. Septbr. Kurt Max Rednagel.

Persil
das
selbsttätige
Waschmittel
desinfiziert auch
Krankenwäsche
Säuglingswäsche
Wollwäsche

Persil

für jede Art von Wäsche
das beste, im Gebrauch billigste
selbsttätige Waschmittel!

Persil
das
selbsttätige
Waschmittel
schon!
Spitzenwäsche
Weißwäsche
Kinderwäsche

Bekanntmachung.
 Auf den Schlachtfeldern wird jetzt für des Vaterlandes Ruhm und Ehre gekämpft. Millionen unserer braven Krieger haben des Schmetz ergriffen, um die Feinde, deren es nicht wenig sind und die darauf hinausgehen, das gesamte Deutschland zu vernichten, niederzurufen. Laufende der wackeren Streiter opfern für das Vaterland gern und freudig ihr Höchstes, — ihr Leben, während wiederum unabhäßig andere mehr oder wenig schwere Verwundungen und dauernde körperliche Schäden davon tragen.
 Aber alles wird als etwas Selbstverständliches, ohne Widerrede, ohne Klagen auf sich genommen, gilt es doch, uns unter Teufertes was wir haben, das geliebte Deutsche Reich, zu erhalten.
 Nebenbei ist es nun aber auch, daß wir zuhause nicht rasten und dem Vaterlande gegenüber unsere Schuldigkeit tun.
 Gleich wie vor hundert Jahren müssen auch jetzt die aus dem Felde Zurückgebliebenen wehrfähig gemacht werden und sollen hier hauptsächlich und zunächst die jungen Leute vom 16. Lebensjahre ab und die im Laufe des letzten Aushebungsgeschäftes Zurückgebliebenen in Frage kommen.
 Für sie ist es unerlässlich und von größter Bedeutung, für den Militärdienst vorbereitet zu werden, um nicht nur im Falle ihrer Einberufung während des Krieges bereits militärische Kenntnisse zu besitzen, sondern auch die Konferenzausbildung abzuhängen.
 Eine militärische Vorbereitung Benannter soll nach Anordnung des Kriegsministeriums auch hierorts erfolgen.
 Ueber die Teilnahme werden behördliche Bescheinigungen ausgestellt, die beim späteren Militäreintritt als Empfehlungen dienen.
 Ich fordere alle jungen Leute über 16 Jahre und die beim Erntedankfest Zurückgebliebenen auf, sich militärisch vorbereiten zu lassen, und zunächst zu einer näheren Besprechung am nächsten Sonntag, den 4. Oktober, nachmittags 3 Uhr, an der Antent unter der Altenburg einzufinden. Bei ungünstigem Wetter Zusammenkunft in Schützenhaus.
 Die durch den Aufruf des Herrn Rektor Sand er Betroffenen haben selbstverständlich mit zu erwidern.
 Der Bürgermeister.
 Prähsold.

Bekanntmachung.
 Die für das abgelaufene Vierteljahr noch rückständigen Rechnungen erfinden wir an uns einzureichen.
 Nebra, den 1. Oktober 1914.
 Der Magistat. Prähsold.

Bekanntmachung.
 In letzter Zeit ist es wiederholt vorgekommen, daß Berionen, welche hierher selbst zugewogen, sich nicht rechtzeitig polizeilich angemeldet haben.
 Wir weisen darauf hin, daß jeder Zugang binnen 3 Tagen bei uns gemeldet werden muß, widrigenfalls Bestrafung erfolgt.
 Nebra, den 1. Oktober 1914.
 Die Polizei-Verwaltung. Prähsold.

Geeignete Räume zur Unterbringung einer
Mehl- und Brot-Verkaufsniederlage in der Stadt Nebra werden zu mieten gesucht. Gest. Adressen sind in der Expedition d. Bl. niederzuliegen.

Nepfel in verschied. Sorten, Birnen, Äpfel und Sornaten empfiehlt
 Karl Pfingst.
Tüchtiger Geschirrführer wird gesucht
 Grabenmühle.

Einige Ztr. Weißkraut D. Bertholdt.
Frischen Sauerkohl Willi Dretniß.
 hat abzugeben
 verkauft

Vitzenburg.
Anficht von ff. Coburger Bier.
 Zu freundslichem Besuch ladet ein
 Otto Wirthmann.

Bekanntmachung.
 Der Herr Reichskanzler hat untern 11. September er. dahin verfügt, daß Schlachtungen von Kälbern, die weniger als 75 Kilogramm Lebendgewicht haben, und von weiblichen noch nicht 7 Jahre alten Rindern für die Dauer von 3 Monaten verboten sind. Sogenannte Verhöfungen werden durch diese Anordnung nicht berührt, müssen uns aber angezeigt werden, wie wir auch unter gewissen Voraussetzungen berechtigt sind, Ausnahmen vom obigen Verbot zuzulassen.
 Zumberhandlungen sind mit Geldstrafe oder Haft bedroht.
 Nebra, den 30. September 1914.
 Die Polizei-Verwaltung.
 Prähsold.

Die

Saale-Zeitung

erscheint täglich in zwei Ausgaben als Morgenblatt und Abendblatt, zum Preise von 3,25 M. pro Vierteljahr und 1,09 M. für jeden Monat bei Postbezug. Sie ist eine der ältesten und angesehensten Zeitungen Mitteldeutschlands, die über einen reichhaltigen Handelsteil verfügt und die Ziehungslisten der Preussischen Lotterien veröffentlicht.

Mit ihren Beiliegern Tägliches Unterhaltungsblatt, Blätter fürs Haus, Verlosungsliste ist die „Saale-Zeitung“ eine große und reichhaltige, dabei aber doch billige Zeitung, die in der Vorzüglichkeit ihrer Quellen und Gediegenheit ihres Inhalts von keinem anderen Blatte Mitteldeutschlands übertroffen wird.

Wer rasch und gut unterrichtet sein will, wer eine gewissenhafte reichhaltige Tageszeitung großen Stils zu lesen liebt, welche die neuesten Nachrichten gleichzeitig mit den Berliner Blättern und noch stets am Abend ausführliche Berichte der Berliner Börse bringt, wer ein Blatt vornehmen Charakters zu halten wünscht, der bestelle beim nächsten Postamt die

Saale-Zeitung verbreitet in Stadt und Land über ganz Mitteldeutschland bei dem kaufkräftigsten Publikum.

Anzeigen haben daher besten Erfolg!

Expedition: Halle a. S., Gr. Brauhausstr. 17.

Wie uns von einem treuen Kameraden mitgeteilt wurde, erlitt fern von der Heimat den Heldentod für König und Vaterland unser unvergesslicher, heilgeliebter Sohn

Paul Bornschein,

Reservist des Inf.-Regts. 66, 5. Komp., IV. Armeek., im Alter von 25 Jahren.

Er ist am 8. September bei le Plessis-Placy gefallen.
 Nebra, den 30. September 1914.

Die tieftrauernden Eltern und Geschwister.

Nicht wir allein, die um Dich weinen, nicht wir allein, die Dich kannten, liebte Dich; denn Gott der Herr erkennt die Seinen, drum nahm er früher Dich zu sich.

Todes-Anzeige.

An Herzleiden entschlief gestern im Krankenhaus St. Jacob in Leipzig plötzlich unser lieber Bruder, Schwager und Onkel,
 der Tierarzt

Walter Maertens

im 45. Lebensjahre.
 Nebra, den 1. Oktober 1914.

Die trauernden Angehörigen.

Die Beerdigung findet Sonntag nachmittags 3 Uhr hier statt.



Führe uns gnädig, als treuer Begleiter,
 Immer, o Herr, in das Leben hinein.
 Sei uns in Kämpfen ein helfender
 Streiter,
 In finsternen Nächten ein tröstender
 Schein. Theremin.

Schloß Lindenstein.

Roman von Fr. D. Ortwig-Kamin.

Wenn das gnädige Fräulein den Blick dort nach rechts wenden wollen, soeben kommt Schloß Lindenstein in Sicht. — Diese Worte des herrschaftlichen Dieners, der neben dem Kutscher auf dem Boß saß, weckten Lore von Ruthefius aus ihren Träumen. Hastig richtete sie sich auf und gewahrte auf einem sanft ansteigenden Berggabel den schlanken Turm und die steilen Dachgiebel des genannten Schlosses, welche stolz die Wipfel der sie umgebenden stattlichen Linden überragten.

Das also war ihre neue Heimat! — Ein herrliches Bild, dieser zinnen-gekrönte, burgartige Bau mit seiner reizvollen Umgebung von Wald, Bergen und freundlichen Auen. „Wahrlich, ein schönes Stückchen Erde, dies Thüringer Land,“ kam es unwillkürlich über die Lippen der schlanken, jungen Dame im einfachen, dunkelblauen Reiseskleid, deren dunkle Augen genussfreudig all die freundlichen Eindrücke in sich aufzunehmen strebten. Sie selbst bot einen nicht minder anziehenden Anblick, als die Umgebung, in ihrer jugendlichen Frische, mit dem dunkelbraunen Gelock, das sich unter dem schlichten Hütchen hervorstahl, und dem rosigen, lebhaft bewegten Antlitz.

Während der Wagen, welcher sie von Station Glarode abgeholt, weiterrollte, schmiegte sie sich wohligh in die schwellenden Kissen und sah träumerisch nach der wehenden Fahne auf dem Turme des gräflichen Schlosses.

Aus dem ärmlichen Alltag einer mittellosen Majorsfamilie an der Ostgrenze des Reiches trat sie nun in den Glanz eines reichen Hauses. — Und doch — bei aller sorgenden Gedrücktheit zu Hause — die Liebe der Ihrigen umspann wie mit goldenen Fäden ihr Herz. Wie würde sich das Zusammenleben mit Graf Wertach und dessen Schwester, der

verwitweten Baronin Sarnau, gestalten? Wenig war es, was die Eltern von diesen entfernten Verwandten wußten. Nur eins war erwähnt worden, als die Baronin gebeten, man möge ihr doch die „Älteste“ als Gesellschafterin überlassen, daß Graf Günters Eheleben vor Jahren durch irgendeinen kompromittierenden Vorfall der Gegenstand unliebsamen Geredes gewesen war. Nun — mochte die Vergangenheit ruhen — Lore hatte den besten Willen, den beiden älteren Leuten — denn das mußten sie doch wohl sein — jede nur erdenkliche Aufmerksamkeit zu erweisen.

Unterdessen passierte der Wagen eine wohlgepflegte Lindenallee und näherte sich dem von zwei massigen altgotischen Türmen flankierten Toreingang.

Eine leichte Erregung bemächtigte sich Lores, als der Wagen in dumpfem Rollen die Torfahrt durchfuhr, um gleich darauf vor einem säulengetragenen Portal stillzuhalten. Kaum stand der Wagen, als auch der Diener den Schlag öffnete und Lore bat, ihm folgen zu wollen.

Unsicher und bekümmert schritt Lore hinter dem Diener die Stufen zu dem Säulenportikus hinan. Anders, leichter und froher hatte sie sich den Eingang in das Schloß gedacht. Von seitwärts trat plötzlich ein junges, zierlich gekleidetes Mädchen in weißem Häubchen knirschend auf sie zu, wobei der Diener bemerkte: „Dies ist Julie, welche von der Frau Baronin mit der Aufwartung in Ihren Zimmern betraut ist.“

Eine leichte Röte stieg in Lores Antlitz bei dem Gedanken, daß sie, die stets für andere dienstwillig gewesen, nun selbst bedient werden sollte, doch neigte sie leicht dankend den Kopf.

Eine Anzahl Gänge und Treppen hatte man bereits durchschritten, als



Die russische Prinzessin Zujewskaja-Bariatinskaja

bewohnte eine Villa in der Umgebung von München, lebte dort auf großem Fuße und verschwand nach Ausbruch des Krieges unter Hinterlassung einer großen Schuldenlast. Sie ist die Witwe des im März 1910 verstorbenen Fürsten Alexander Bariatinskij.

Lores Begleiter eine Tür öffnete und sie eintreten ließ. „Hier ist die Wohnung des gnädigen Fräuleins! Diejenige der Frau Baronin befindet sich gleich daneben. Das Gepäck wird gleich hier sein. Wenn das gnädige Fräulein sich etwas erholt haben, bittet die Frau Baronin, sich vorzustellen. Falls Sie jemand wünschen, bitte nur hier auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken, einmal gilt mir, auf zweimaliges Läuten erscheint Julie. Haben das gnädige Fräulein sonst noch Befehle für mich?“

„Nein, ich danke Ihnen!“

Geräuschlos nach stummer Verneigung zog sich Franz zurück.

Lore atmete auf. Sie war nun allein. Ach wie das konventionelle Wesen dieses Hauses sie niederdrückte. Etwas freundlicher hatte sie sich den Empfang nun doch gedacht. Tapfer suchte sie einer gewissen Niedergeschlagenheit Herr zu werden.

Es gelang auch, denn geradezu reizend und vornehm war die Ausstattung ihrer Wohnung. Ein Arbeitszimmer, Wohnzimmer und ein Schlafkabinet. Alle drei einfach entzückend. Lores Augen leuchteten auf, das war nun ihr eigenes, kleines Reich, wo sie unumschränkt daheim sein sollte.

Unter Aufsicht der gewandten, ewig plaudernden Julie ging das Auspacken und Einräumen leicht und rasch vonstatten. Nach Ablauf einer weiteren Viertelstunde stand Lore in einem grauen Tuchkleid mit dunkelrotem Sammetbesatz und weißem Spitzenragen bereit, sich der Baronin vorzustellen. Auf ein Klingelzeichen erschien Franz und sie überließ sich abermals seiner Führung.

Gegen die mit kostbarer vornehmer Pracht ausgestatteten Räume, welche sie jetzt betrat, nahm sich die Einrichtung der von ihr bewohnten Zimmer wahrhaft ärmlich aus. Die faltigen Sammetportieren und Draperien wirkten eher bedrückend als erhebend auf Lores Gemüt. In dem Vorzimmer stand ein schwarzgekleideter, hagerer Mann, nur die blanken Wappenkнопfen auf den Schößen seines traktartigen Rockes deuteten auf seine dienende Stellung hin. Der schmallippige Mund verzog sich zu einem höflichen Lächeln, als er dienst-eifrig die Vorhänge beiseite schob. Leise flüsterte er: „Die Frau Baronin befindet sich im Salon.“ Lore nahm unwillkürlich eine stolzere Haltung an, der Mensch war ihr unangenehm. Als sie den Salon betrat, musterte sie mit einem raschen Blick den Raum, dann blieb ihr Auge auf der Bewohnerin derselben haften.

Baronin Sarnau saß in aufrechter, stolzer Haltung in einem Sessel und hielt ein Journal in den schmalen, weißen Händen. Über ihr Alter konnte man sehr im Zweifel sein. Das hellblonde, sorgsam frisierte Haar zeigte noch keine Spur beginnenden Alters. Ihr Gesicht hatte eine zarte, gesunde Färbung, die jede Art kosmetischer Hilfsmittel ausschloß. Seltsam kontrastierten mit der hellen Hautfarbe die dunklen, klarblickenden Augen.

Lores warmes Empfinden froh förmlich zurück vor dieser hocharistokratischen Dame, während sie näher tretend sich verneigte. Forschend glitten die dunklen Augen über das Mädchen hin, dann streckte die Baronin mit etwas lässiger Gehen die Hand aus: „Ich heiße dich willkommen auf Schloß Lindenstein, meine liebe Leonore! Möge dein Aufenthalt dauernd dir, sowie uns Gutes bringen!“

Lore küßte die dargereichte Rechte und sagte leise: „Ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte, Frau Baronin.“

„Bitte, nimm dort auf jenem Stuhle Platz, meine Liebe! Du wirst wohl arg ermüdet sein von der Reise. Nicht? — Nun, das ist eben die Jugend, welche solche Strapazen leichter erträgt. Doch um unser gegenseitiges Verhältnis gleich richtigzustellen, so möchte ich dich bitten, mich nicht mit dem Titel, sondern als deine Tante anzureden. Obwohl der Verwandtschaftsgrad es nicht erfordert, halte ich es im Hinblick auf unser Verhältnis für das geeignetste. Es dürfte wohl so auch deinen Wünschen entsprechen?“

„Liebe Tante, — ich weiß den Vorzug wohl zu schätzen und danke dir dafür. Sei überzeugt, daß ich bemüht sein

werde, meinen Pflichten hier in jeder Hinsicht gerecht zu werden.“

„Nun, was das betrifft, darüber sprechen wir noch näher, später, wenn die Umstände es gebieten. Ich hoffe bei dem zurückgezogenen Leben, welches wir hier auf Lindenstein führen, wird deine Anwesenheit uns einige Anregung bringen. Ganz besonders bin ich um das Wohl meines Bruders Günter besorgt. Ein Familienunglück, welches dir vielleicht nicht unbekannt ist, das ich dich aber unter allen Umständen bitte, nie im Gespräch in irgend einer Weise berühren zu wollen, hat sein Gemüt umdüstert und ihm jede Lebensfreude geraubt. Es wird an dir sein, Nachsicht zu üben, wenn dir manches an seinem Tun auffallend erscheint. Es wird dir gewiß Freude machen, ihm durch kleine Aufmerksamkeiten seine Behaglichkeit zu erhöhen, denn ich fürchte, daß dies einsiedlerische Leben hier nicht geeignet ist, ihn seinen Schmerzen vergessen zu machen.“

„Du wirst mich stets dazu bereit finden, Tante Clotilde!“

„Für heute ziehst du dich wohl am besten auf dein Zimmer zurück. Das weitere läßt sich dann später ordnen. Solltest du über irgend etwas Auskunft von mir wünschen, so frage bitte bei Witten, den du eben im Vorzimmer getroffen hast, an. Deine Besorgungen übermittele dem Diener Franz oder Julie. Wann du Onkel Günter begrüßen kannst, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da er seine Zeit nach Belieben einteilt. — Eins noch, mit Frau Wartmann, der Beschliefkerin auf Schloß Lindenstein, möchte ich dich bekannt machen.“

Sie drückte auf eine Glocke, deren seiner Ton sofort Witten herbeirief.

„Rufen Sie, bitte, Frau Wartmann!“

„Sehr wohl, Frau Baronin.“

Als der Diener den Salon verlassen, fuhr die Baronin fort: „Vor allen Dingen wünsche ich, daß du hier als Verwandte unseres Hauses respektiert wirst und möchte dich er-suchen, dein Benehmen dem Personal gegenüber danach einzurichten, wobei ich bemerke, daß Vertrautsein mit Dienst-perjonen nicht meinen Beifall hat.“

„Sei überzeugt, daß ich deinen Wünschen in jeder Hinsicht Rechnung tragen werde,“ erwiderte Lore ruhig und stolz.

Ihre Unterredung wurde hier unterbrochen, denn die Beschliefkerin erschien im Rahmen der Tür.

„Hier, Frau Wartmann, wird dir in allem, was auf das Hauswesen Bezug hat, Aufschluß geben. Fräulein Leonore von Muthesius, meine Verwandte.“ — Nach diesen vorstellenden Worten fügte sie hinzu: „Ruhe dich nun aus, liebes Kind, und Frau Wartmann ist wohl so liebenswürdig, für dein leibliches Wohl zu sorgen. Ich möchte noch ausfahren. Für heute entbinde ich dich von der Abendtisch, damit dir Zeit bleibt, dich einzurichten.“

Ein Neigen des Hauptes und Lore verließ mit der Beschliefkerin den Salon. Auf dem Flur holte sie tief Atem. Sie hatte sich im Geiste das erste Zusammentreffen lieber und freundlicher gestaltet ausgemalt, aber diese Dame umwehte ja eine wahrhaft eisige Atmosphäre. In den scharf-geschnittenen stolzen Zügen wohnte keine frauliche Milde, die das Herz warm schlagen läßt. Da war das liebe alte Gesicht der weißhaarigen Frau Wartmann an ihrer Seite doch ganz anders. Lore warf einen verstockten Blick auf das Antlitz der schwarzgekleideten Greisin und mußte unwillkürlich erröten, als sie die blauen Augen derselben forschend auf sich gerichtet sah.

Frau Wartmann brachte sie in ihr Zimmer und fragte, wann und was sie zu speisen wünsche. Leise und stotternd bat Lore um irgend eine Kleinigkeit. Die alte Frau sah sich prüfend um und verließ mit den Worten: „Wenn das gnädige Fräulein einen Wunsch haben, so bitte ich, mich rufen zu lassen,“ das Gemach.

Als Lore allein war, setzte sie sich auf einen Stuhl ans Fenster. Doch ihr Blick schweifte ins Leere, er sah nicht den herrlichen, vom Abendlicht goldig überhauchten Park, noch die roßigen Wäldchen, die leicht im Athter schwammen. Wie

einsam, wie leer war es doch hier in den weiten Räumen. Welch ein inniges Zusammenleben dagegen in dem traulichen Majorsheim, ohne Brant und Diener. Aber etwas war dort, was hier nicht gefunden wurde, eine alle umfassende, gebende, nehmende Liebe. Da kam ein stilles Heimweh über Majors Älteste.

2. Kapitel.

Trotz aller Aufregungen und allem Neuen, das der Tag für Lore gebracht, hatte sie vortrefflich geschlafen. Nun stand sie am Fenster ihres Wohngemaches und zog die Vorhänge ganz zurück. Eine Welle von Licht flutete herein und leuchtete in alle Winkel. Umflossen von goldleuchtenden Sonnenstrahlen stand das junge Mädchen und sog mit dem Frohgefühl, wie sie Jugend und Gesundheit verleihen, die frische Morgenluft ein.

Weithin über die Wipfel der tiefer gelegenen Parkbäume flogen ihre Blicke und hingen gebannt an dem farbenreichen Landschaftsbilde. An dieser, der westlichen Seite des Schlosses, trennten große, mit Blumenrabatten geschmückte Rasenflächen den Park von den Gebäuden. Drüben am Parkrande befand sich ein zierliches Kindenhäuschen, von dichtem Gebüsch umgeben.

Dort stand ein Mann und sah trüben Blickes nach dem Schlosse hin. Seine Kleidung war gewählt und verriet Eleganz, aber der Träger derselben schien wenig acht hierauf zu haben, wie auch seine ganze Haltung ein gewisses Sichgehenlassen verriet. Die Gesichtszüge trugen den Stempel einer Unrast und die zusammengezogenen Brauen gaben ihnen etwas Finsteres. In dem Blick der schönen braunen Augen, aber es lag wie eine Welt voll Leid und bitterer Klagen. Die Brust bedeckte ein dichter Vollbart. Das helle Blond desselben war von einer Menge weißer Fäden durchzogen, wodurch der Mann weit älter erschien, als er in Wirklichkeit war.

Dieser Mann war Graf Günter Wertauch, der Schlossherr von Lindenstein. Eben wollte er die Brille mit den dunkelgrauen Gläsern wieder aufsetzen, welche er bisher in der Hand gehalten, als sein Blick Lores Gestalt am offenen Fenster wahrnahm. Ein liebliches Bild, dieses junge Mädchen, von flimmernden Sonnenstrahlen umtanzt, am offenen Fenster.

„Lange, lange Jahre ist es her,“ dachte Günter Wertauch, „daß ein Weib in Jugendjahren durch die Gänge des Schlosses schritt.“

Eine kurze Weile noch sah er hinüber, dann wandte er sich mit kurzem, höhnischem Aufschrei ab. „Narr,“ flüsterter seine Lippen, „hast es immer noch nicht verwunden? Eitelkeit ist es, nichts als Eitelkeit. Ärger darüber, weil man betrogen wurde.“

Ein schriller Pfiff rief seinen Hund herbei. „Marko“, sagte er, das Fell der grauen Dogge streichelnd, „du bist beständig in deinen Neigungen, komm her, alter Kamerad.“ Mit einem kurzen, blaffenden Laut sprang der Hund freudig an ihm empor. Bald waren beide in einem Seitenweg verschwunden.

Der Pfiff hatte Lora aus ihrer Versunkenheit gerissen.

Aufatmend schloß sie das Fenster und trat zurück, um Julie zu schellen. Sofort erschien die Gerufene. Lore erkundigte sich nach den Hausgewohnheiten und den Essenszeiten. Zungengewandt gab die kleine Kammerzofe Bescheid und so erfuhr Lore, daß die Frau Baronin erst um zehn Uhr zum Frühstück sichtbar werde. Der Herr Graf halte keine bestimmte Stunde ein, sondern frühstücke ganz nach Belieben. Zu jegiger Jahreszeit sei der Frühstückstisch in dem Verandazimmer von sieben Uhr ab stets bereit. Lore dankte und machte sich in ihrem Zimmer zu schaffen, wo sie dies und jenes noch nach ihrem Geschmack und Empfinden anders ordnete.

„Wollen Sie mir bitte sagen, wie ich das Verandazimmer erreiche?“ bat Lore das Mädchen.

„Ich werde sofort Franz herbeirufen, damit er das gnädige Fräulein hinführe,“ entgegnete Julie und auf ihr Klingelzeichen erschien dieser und Lore folgte ihm durch die Gänge, wobei er ihr rasch die Lage der einzelnen Korridore erklärte. Im Vestibül angelangt, öffnete er eine Tür und ließ Lore eintreten. — Der Raum zeigte eine fast exotische Einrichtung. Die Möbel waren aus Bambusstäben gefertigt, an den Wänden standen mehrere niedere Divans und dazwischen befanden sich Arrangements von Palmen und anderen tropischen Gewächsen, welche den fremdartigen Eindruck des Ganges noch erhöhten. In einer Ecke war auf einem Tisch das Frühstück angerichtet.

Lore war etwas überrascht und unsicher an der Türe stehen geblieben, als sie einen ihr den Rücken zuehenden Mann an jenem Tische sitzen sah. Derselbe mußte das Geräusch des Türschließens vernommen haben, denn langsam drehte er sich jetzt um und erhob sich, sobald er das junge Mädchen erkannte. Zaghaft forschend ruhten Lores Augen auf dem Mann, von dem sie vernommen, daß ein großes Lebensleid an ihm zehre. Wie ein leichtes Erschauern ging es ihr durch den Körper bei seinem Anblick. Das blasse, von dem großen, wallenden Vollbart umrahmte Gesicht zeigte scharf markierte, jedoch nicht unedle Züge. Die dunklen grauen Gläser seiner Brille verließen dem Antlitz etwas Starres. — Ihr die Hand entgegenstreckend, begrüßte er die neue Hausgenossin mit halblauter, erregungsloser Stimme: „Willkommen auf Schloß Lindenstein, Lore Muthesius! Möchte dein Verweilen in diesem einsamen Hause dir nur recht freundliche Erinnerungen hinterlassen. Allein ich besüchte, das stille Leben hier wird deinen jugendlichen Sinn nicht sehr befriedigen können.“

„O, ich bin sehr dankbar für Ihre Güte, Herr —“

Als Lore zögerte, fiel der Graf schnell ein:

„Nenne mich bitte Onkel Günter, ich darf wohl das gleiche Anrecht auf deine verwandtschaftlichen Gefühle erheben, wie meine Schwester.“

Es kam Lore so vor, als ob ein leiser ironischer Unterton in das Grafen Worten gelegen habe, doch rasch gefaßt antwortete sie: „Gern mache ich von eurer freundlichen Erlaubnis Gebrauch und ich werde, dessen sei versichert, Onkel Günter, mir die denkbar größte Mühe geben, diese verwandtschaftliche Bezeichnung durch Eifer und Aufmerksamkeit um euer Wohl zu verdienen.“ (Fortsetzung folgt.)

Hellsehen vor der Schlacht.

Von Franz Wichmann in München.

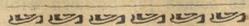
Es ist der Weg des Todes, den wir treten. Dumpfes Grauen vor einem geahnten Schicksal klingt aus dem schwerwichtigen Rhythmus dieser Worte des Goetheschen Drest. Aber bei ihm erfüllt sich das Schicksal nicht in der vorgestellten Weise und die düstere Ahnung drohender Gefahren, die die Freunde bei der Annäherung an den Diana-tempel auf Tauris beschleibt, erklärt sich psychologisch durchaus natürlich. Ganz anders verhält es sich mit jenem „zweiten Gesicht“, der durch ihre Sehergabe berühmten Schotten, dessen mythische, noch in jedem Kriege beobachtete Erscheinung durchaus rätselhaft bleibt.

Daß dem Soldaten bei bevorstehender Schlacht der Gedanke an den Tod besonders nahetritt, ist begreiflich. Aber dieser Gedanke pflegt nur unklar und verschwommen die Seele zu erfüllen. Der Selbsterhaltungstrieb schreckt davor zurück, dem finsternen Bilde klare und scharfe Umrisse zu geben, und wie er stets den Optimismus begünstigt, wird er die meisten mit dem trivialen Wort sich trösten lassen: „Eine jede Kugel trifft ja nicht!“ Auch mit der bloßen Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, sterben zu müssen, die ernster, ohnehin pessimistisch veranlagte Naturen vielleicht in solchem Zeitpunkt beschäftigt, hat jenes stets nur bei ver-



Uniform des deutschen Freiwilligen-Automobilkorps.

Das deutsche freiwillige Automobilkorps besteht aus Automobilfahrern, die sich im Frieden zu Übungen, im Kriege zur Dienstleistung mit dem Motorwagen verpflichten. Sie haben sich im gegenwärtigen Kriege tüchtig bewährt.



wir in ihm nicht den frei phantasierenden Dichter, sondern den eingeschworenen Realisten heranziehen, dessen Bestreben, absolute Wahrheit zu geben, alle seine Werke wie ein roter Faden durchzieht. Was er in seiner „Débacle“ an äußeren Vorgängen schildert, was er aus dem seelischen Leben des Soldaten bringt, das hat er alles aus mündlichen Berichten von Kriegsteilnehmern geschöpft, und so ist auch sein schlichter, gerader und ehrlicher Sergeant Sapin, der Sohn eines kleinen Lyoner Gewürzkrämers, der „etwas gelernt hat, schön schreibt, fehlerlos und gut rechnen kann“, also keineswegs sich als einfältiger Bauer darstellt, eine der Wirklichkeit abgesehene Figur von prachtvoller Echtheit. Als in der sich entwickelnden Schlacht von Sedan das Regiment auf der Höheebene von Floing sich in Bewegung gesetzt hat, sagt Sapin, der seit der Revaille den Mund nicht aufgetan hat, zu Jean und Maurice ganz plötzlich: „Ah — ich werde heute fallen.“ Die Kameraden suchen ihm das auszureiben, aber er schüttelt nur mit einer Gebärde vollständiger Gewißheit den Kopf. „D, bei mir ist's, wie wenn's schon geschehen wäre. Ich werde heute fallen.“ Und auf die Frage

einzelnen Individuen beobachtete deutliche und bestimmte Hellssehen, die sichere Vorausempfindung des nahen Todes, nicht das mindeste zu schaffen.

Hier handelt es sich vielmehr um einen jener rätselhaften seelischen Vorgänge, deren Schaupla die Schwelle zwischen Diesseits und Jeneseits bildet, und die materialistische Wissenschaft reicht mit ihrem Schlagwort „Halluzinationen“ zu deren Erklärung nicht aus. Fast alle solches Voraussehen beweisenden Beispiele betreffen nämlich keineswegs poetisch und schwärmerisch veranlagte Naturen, sondern ganz schlichte und nüchterne, von jeder nervösen Reizbarkeit freie Personen sowohl aus ungebildetem, wie aus geistig hochstehendem Stande. Höchstens kann es sich also um einen tranceartigen Zustand handeln, der momentan, unter völliger Abwendung von der Außenwelt auftritt und den Menschen befähigt, das Kommende mit allen Einzelheiten — was das Charakteristische dabei ist — vor auszusehen.

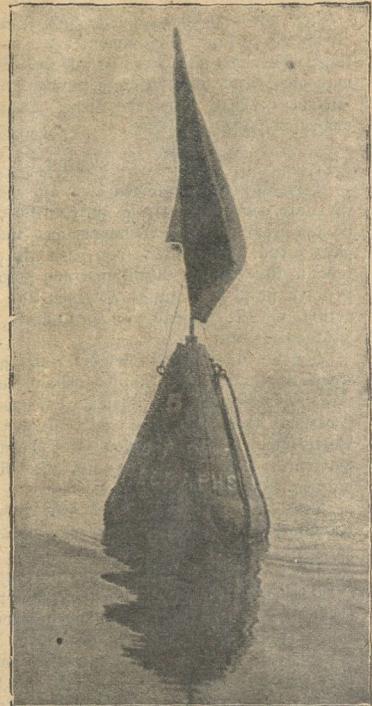
Nostradamus, der berühmte Astrolog des 18. Jahrhunderts, las die Zukunft nicht allein aus den Sternen. Ein „inneres Licht“ mußte ihm, wie er selbst sagte, dazu leuchten, zweifellos das gleiche, das Hamlet dem Horatio gegenüber als „seines Geistes Aug“ bezeichnet. Auch Goethe gebraucht denselben Ausdruck in seiner Autobiographie, als er den ersten Abschied von der Seesenherrin Friederike schildert. „Nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes“ sieht er da sich selbst auf dem eingeschlagenen Wege entgegenkommen, in einem hechtgrauen, mit etwas Gold verzierten Kleide, wie er es nie getragen. Und daß dieses Vorgefühl sich nach Jahren Punkt für Punkt erfüllte, dafür bürgt uns das Zeugnis des Olympiers selbst.

Lassen wir also dem Zweifler seine Meinung, daß es sich bei allen derartigen Dingen um vom Aberglauben geschaffenen Spuk handele, und wenden wir uns, ohne einen anderen Versuch zu seiner Widerlegung zu machen, einigen die Sache charakteristisch beleuchtenden Fällen zu. Wenn wir dabei zunächst an Zola denken, so wollen

der Umstehenden, ob er das im Traume gesehen habe, entgegen er wiederum völlig bestimmt: „Nein, er hätte nichts geträumt, allein er fühlte es, es war nun da.“ — Und das verdroß ihn, denn er wollte, sobald er nach Hause zurück-



Ein Wagen der deutschen Sanitätskolonne, der mit einem Apparat zum Destillieren des Wassers ausgerüstet ist.



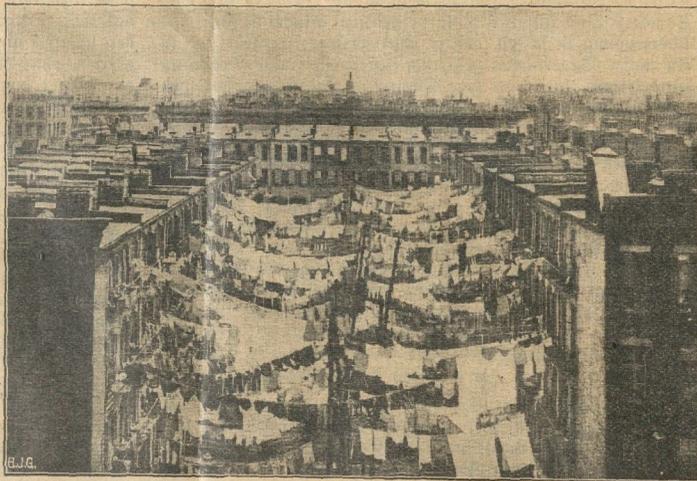
Telegraphenbojen im Meer.

Die fortschreitende Technik und die Entwicklung der modernen drahtlosen Telegraphie hat bis jetzt nicht ganz die Telegraphie mit Draht verdrängen können. Es ist wohl bekannt, daß von Europa durch das Meer nach verschiedenen Weltteilen Kabel gelegt sind für Telegraphen und die an besonders exponierten Stellen eine Warnungsboje an der Oberfläche haben für die Schiffe, damit dieselben nicht bei dem Befahren der betr. Stellen ihre Anker nachschleifen usw., was eine Beschädigung des Kabels zur Folge haben würde.

kehrte, sich verheiratet. „Ein Schauer überließ ihn,“ heißt es dann weiter, „er schüttelte sich, um seine fixe Idee los zu werden, indem er mit seiner ruhigen Stimme wiederholte: „Ja, es ist verdrießlich, ich werde heute fallen.“ Einige Zeit später empfängt er denn auch die erwartete Todeswunde. Er hatte sich umgedreht und sah die Granate kommen, als er nicht mehr ausweichen konnte. „Ah, da ist sie,“ sagte er einfach. Sein kleines Gesicht mit den großen, schönen Augen war nur tieftraurig, ohne jeden Ausdruck des Schreckens.

Der hier von dem Dichter mit meisterhafter Schlichtheit geschilderte Fall ist typisch, denn er weist alle jene Merkmale auf, die sich bei solchem Voraussehen des Schlachtentodes regelmäßig zu wiederholen pflegen, die Pflöchlichkeit der Umgebung, die unbedingte Gewißheit des Kommenden, die ruhige Ergebung in das Schicksal und das Ausschließen jeden Zweifels in die Verwirklichung des Geahnten noch dazu bei einem Menschen, dessen Natur zum Optimismus neigt und der angesichts des geplanten glückverheißenden Lebensschrittes sich noch an die schwächste Hoffnung klammern müßte.

Lassen wir nunmehr die Dichter und wenden uns Männern zu, die ohne jede Nebenabsicht, ohne allen poetischen Aufpuß, einfach ihre Lebenserinnerungen niederschrieben, Männern aus der Napoleonischen Kriegszeit, die bei ihrer langen Dauer, ihren zahllosen Menschenopfern naturgemäß an Beispielen für die geheimnisvolle Erscheinung des Hellschens nicht arm sein konnte. Da ist zunächst der biedere Sergeant Bourgogne, der in seinen Denkwürdigkeiten aus dem russischen Feldzuge von 1812, den er von Anfang bis zu Ende mitmachte, mehrere solche Fälle, gleichsam nebensächlich und ohne etwas Merkwürdiges darin zu sehen, berichtet. So äußert zu ihm sein Kamerad Veloque, mit dem er nachts in dem eroberten Smolensk zusammentritt, ganz unvermittelt beim Anblick zweier auf dem Schnee liegender Toter: „Naß auf, in einigen Tagen werde auch ich sterben, gerade so, wie diese armen Menschen da. — Nun aber,“ fährt er nach



Eine eigentümliche Sitte in Newyork. Der Wäschetag der Arbeiter.

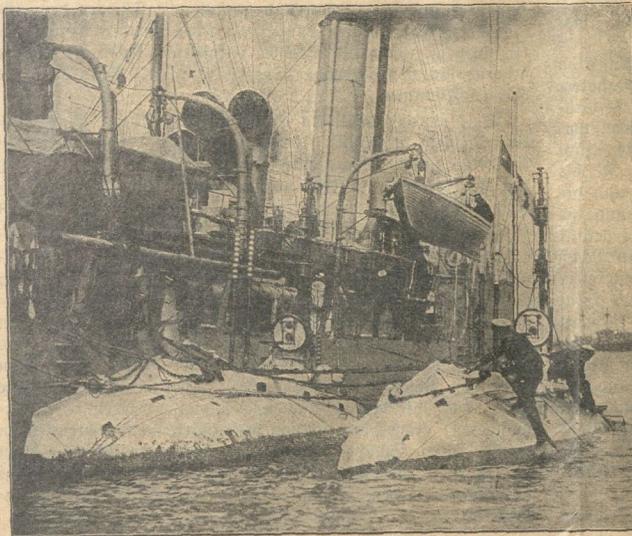
In den Arbeitervierteln Newyorks besteht die Einrichtung, daß nur am Montag gewaschen werden darf. Auf den Höfen werden große Masten errichtet, über die bis in die höchsten Etagen hinauf Leinen gezogen werden und die Wäsche zum Trocknen aufgehängt wird.

kurzem Schweigen fort, „Gottes Wille geschehe! Wenn man hier nur nicht gar so viel leiden müßte, ehe der Tod kommt.“ Einige Seiten später erzählt dann Bourgogne: „Unter den ersten, die gleich im Anfang unseres Vorrückens fielen, befand sich übrigens auch Veloque. Er erhielt einen Schuß durch den Kopf und war auf der Stelle tot!“ Ähnliches ereignet sich später mit dem Italiener Faloppa, der den Erzähler auf dem Marsche nach Rowno begleitet und ohne besondere Veranlassung die Äußerung tut: „Herr Sergeant, ich fühle es, mein schönes Italien sehe ich niemals wieder.“ — „Der arme Kerl, er ahnte richtig,“ bemerkt Bourgogne, der schon nach ein paar Tagen den Kameraden in Frost und Hunger zugrunde gehen sieht.

Weit wunderbarer aber, als das hier Erwähnte ist, was der Verfasser, ein preußischer Offizier, des unter dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben“ erschienenen Buches gelegentlich seiner Erlebnisse in der Schlacht bei Leipzig erzählt. Der hochgebildete, unbedingt glaubwürdige und keineswegs abergläubische Mann trifft in der Nacht zum 17. Oktober bei den Russen des Sadenschen Korps einen ihm längst besreundeten jungen Husaren-Rittmeister, einen Tiroler, wieder, der ihn sogleich zu dem im Feldkessel bereiteten Punsch einladet. Der Rittmeister ist jung, hübsch, voll frohesten Lebensmutes, über Feinde und Frauen gleich siegreich, aus alter Adelsfamilie stammend und im Ausblick auf eine glänzende Zukunft ebenso dankbar gegen sein Geschick, wie stets von munterer, heiterer Laune. So auch hier, bis er plötzlich, mitten in einem von besten Hoffnungen über den kommenden Tag erfüllten Gespräche, als von den Deutschen auf feindlicher Seite die Rede ist, wie vom Schlage gerührt, innehält.

Sein frisches, blühendes Gesicht wird ganz bleich, der Ton seiner Stimme verändert sich, und tiefersinnig den Freund anblickend, spricht er langsam: „Auch mich wird morgen ein deutscher Soldat mit dem Pallast gerade durch das Herz stoßen. Das hat mir in diesem Augenblick eine innere Stimme, die sicherlich nicht trügt, gesagt.“

Alle Worte des Zweifels, des Trostes von



Unterseeboote der englischen Marine neben einem Kriegsschiff.

seiten des erstaunten Hörers weist er ab: „Daß es gut sein, Kamerad, und gib dir keine vergebliche Mühe.“ Ja, seine Überzeugung ist so fest, daß er ohne weiteres aufsteht und in ein nahes Bauernhaus geht, um dort noch einige Briefe an seine Eltern, sowie an eine Dame in Petersburg schreiben und sie dem Freunde zur Besorgung anvertrauen zu können.

Am anderen Tage wohnt der preussische Offizier der schneidigen Reiterattache des Generals Waffelschiff auf die französische Kavallerie Arrighis bei. Der Violänder, der fest und stolz, wie immer, aber bleich und ernst zu Rosse sitzt, ruft ihm noch ein Lebewohl zu, und dieser sieht ihn nur als Toten wieder. Bei einem der kleinen auf der Verfolgung sich entspinrenden Handgemenge ist der Rittmeister mit einem westfälischen Offizier auf französischer Seite zusammengefallen und dieser hat ihm den Säbel mitten durchs Herz gerannt. Die Waffe steckt noch in der Wunde, als der Erzähler, der selbst mitgeritten, die Leiche findet; bis in die kleinsten Einzelheiten hat sich also hier das Hellschauen bewahrt.

Will man das hier Erzählte als Zufall betrachten, so muß man wohl oder übel glauben, daß dieser Wunder tun könne; man gerät damit in einen Kreislauf, der nur die Wahl läßt, an die eine Übernatürlichkeit oder an die andere zu glauben.

In das große Gebiet der Borahnungen, zu denen dieses, „zweite“, sich selber in der Zukunft erblickende Gesicht gehört, mögen Träume, optische Täuschungen, Kurzsichtigkeit, Sombambulismus, Volksfage, poetische Symbolik und was man

sonst noch will, hineinspielen, aber restlos erklären läßt es sich nicht. Es sind da Elemente aus einer anderen Welt in die der unseren hineingemischt, ohne daß wir sie sehen und begreifen, ohne daß wir ihre Grenzen bestimmen können. Was wir bisher von allem in der Welt am wenigsten erforcht haben, ist ja unser Inneres, zumal in seinen Beziehungen zur Außenwelt. Eine Zeit wunderbarer technischer Erfindungen und Entdeckungen scheint uns nahe an das Ziel einer Erschließung des gesamten Weltalls gebracht zu haben, soweit dieses sich in unsere Begriffe von Raum und Zeit fügt. Aber letztere hinaus und außerhalb unseres Vorstellungsvermögens aber muß noch etwas Unbegreifliches liegen, weder Vergangenes, noch Kommendes, sondern eine Art ewiger Gegenwart, in die der Sterbliche in visionären Momenten bisweilen einen Blick tut. Doch nur der Ausnahmensehler, der „Seher der Nacht“, wie ihn Annette von Droste-Hülshoff nennt. Für uns andere bleibt trotz allem stolzes Wissen immerdar unerforschlich, was auch nur die nächste Stunde bringt. Nur mit tastendem Raten stehen wir vor den Toren eines Geheimnisses, das mit undurchdringlich schweren Falten der Schleier der Zukunft überwallt. Ihr gegenüber bleiben wir die ewig Blinden, und es mag gut und zur Erhaltung unseres Lebens nötig sein, daß uns hier niemals des „Lichtes Himmelsfackel“ gesehen wird. Sonst müßte für uns alle der westfälischen Dichterin mitleidvolles Wort gelten:

„D, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.“

Im Auto durch Feindesland.

Von Dankler.

Die deutschen Truppen sind in Belgien eingerückt: Sie haben Belgiens Neutralität verletzen müssen. Schade? Aber nein! Wir haben sie nicht verletzt, sie war durch das Verhalten der Belgier längst aufgehoben. Die Belgier haben französische Autos mit Offizieren, sie haben französische Krieger durchgelassen.

Aber wie rasend wandte sich das belgische Volk, das seine Schliche aufgedeckt sah, gegen die notgedrungen vordringenden Deutschen. Tunnels wurden verstopft oder gesprengt, alles geschah, um das Fortkommen der Truppen zu erschweren. Da mußten die Automobile heran, und sie kamen zu hunderten und sie haben Großartiges geleistet.

Die nun folgenden Bilder sind keine Erfindungen, sondern reine Tatsachen:

Am 9. August fuhren wir gegen Lüttich, um Munition und Nahrungsmittel zu bringen und Verwundete abzuholen. Vor einem größeren Dorfe war die Straße durch tiefe Gräben unsahrbar gemacht, auch hatte man Straßenbäume umgehauen und mitten über den Weg geworfen. Die Automobile, es war eine unabsehbare Reihe, halten, und mit Feuereifer beginnt die Ausbesserung der Straße und die Fortschaffung der Bäume. Letztere müssen zersägt und die Äste mit Äxten heruntergeschlagen werden. Aber das gefällt den Belgiern nicht. Aus dem nächsten Hause fällt ein Schuß und bald dröhnen mehrere. Schadet nichts. Mit Feuereifer arbeitet man weiter, aber zugleich stürmen auch einige Hundert auf die Häuser zu. Unter den Artschlägen brechen Fenster und Türen zusammen. Was mit Waffen betrossen wird, fällt. Die Häuser werden demoliert und in Brand gesteckt. Möbel, Klaviere usw. dienen zur Ausfüllung der Gräben. Dann ist der Weg frei und mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern rasen die Automobile weiter. Wohl plittert hier ein Fenster, dort ein Steuerrad, aber weiter geht es und weiter, bald an marschierenden, bald an ruhenden Soldaten vorbei.

Ein einzelnes Automobil fährt schnell, aber vorsichtig

auf einsamer Straße, die entscherten Pistolen schiefertig zur Hand. Vor einem schönen Garten stehen zwei Damen, die in deutscher Sprache Erfrischungen anbieten. Ob es Deutsche sind? Das Auto hält, aber wie der Führer sich hinauslehnt, knallt auch schon ein Revolver. Die eine der Damen hat geschossen. Ehe sie aber weiter abdrücken kann, liegen beide in Kopf und Brust geschossen im Graben und ihr heißes Wallonenblut färbt die weißen eleganten Blusen. Und nun ein Schuß nach dem anderen, das Auto rast weiter und ist schnell in einer Staubwolke verschwunden.

Ein schloßartiger Hof. Auf der Freitreppe stehen der Hausherr und seine Frau und winken mit Tüchern den ein- fahrenden Automobilen entgegen. Aber als die Autos halten, blitzen ihnen die Schüsse entgegen! Kopfüber stürzen sie erschossen von der hohen Treppe herunter. Bald steht das Gut in Flammen.

Weit vor der deutschen Front rast ein Auto. Eine wichtige Mission ist erfüllt. Aufatmend läßt der Insasse, ein Aachener Industrieller, halten und steigt ab. Pfiff! Durch den Kopf geschossen sinkt er zurück, und nur die größte Schnelligkeit des Rennwagens rettet den Toten und die Lebendigen vor grausamster Verstümmelung durch fanatisierte Zivilisten.

Vor einem belgischen Kloster hält ein Autozug. Ringsum brennende Häuser! Die Einwohner des Dorfes haben auf Soldaten gefeuert und ihr Dorf ist in Flammen aufgegangen. Die Mehrzahl der Einwohner ist erschossen. Im Kloster liegen noch verwundete deutsche Husaren. Sie sind hier beschützt und gepflegt worden, wobei eine Schwester vom wütenden Pöbel erschossen wurde. Aber es war höchste Zeit, daß die Autos kamen. Schnell werden die Verwundeten eingeladen. Aus den Gärten der brennenden Häuser fallen Schüsse. Schadet nichts, nur vorwärts. Nun ist der letzte Verwundete geborgen. Die Bedeckung steigt auf und unter dem Schutze der Gewehre geht es auf Deutsch- land zu.

Nach des Werkeslag's Gebrauche,
Frei von schwerer Sorgen Last,
Gänzlich in meinem Hause
Stillvergönnte Sonntagsrast.

Fürs Hauts.

Laß das Leben wohlfeild woltten,
Ebb' und Flut vorübergehn,
Such' das Dauernde zu halten
Und im Wechsel fest zu Rehn.

Gebet.

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlicher Führer der Schlichten!
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken dir,
Daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!
Führ' uns! — Fall' unser Los
Auch tief in Grabes Schoß:
Lob doch, und Preis deinem Namen!
Reich, Kraft und Herrlichkeit
Sind dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

Theodor Körner.

Altreise Mütter.

Otto von Leizner jagte einmal, er bedauere ungemein, daß den Frauen, wenn sie Kinder bekommen, nicht auch gleich die Fähigkeiten gegeben sind, diese ihre Kinder gut zu pflegen und zu erziehen. Sieht man manchmal, wie gebantenlos sich Mütter bei der Behandlung ihrer Kinder zeigen, so muß man den Kopf schütteln. Schreiberrin dieser Zeiten fuhr einmal auf der Eisenbahn mit einer Mutter, die eine Schar Kinder um sich hatte. Die Kleinen erhielten Bonbons. Nun kam es vor, daß einem der Kinder das Zuckersüßchen herunterfiel auf den Fuß mit Staub bedeckten Fußboden, über den so und so viele Reisende geschritten. Was tat die Mutter? Statt daß sie die über und über mit Schmutz besetzten Bonbons zum Fenster hinausgeworfen hätte, wusch sie den größten, lebenden Schmutz flüchtig an ihren Kleidern ab (!) und steckte das noch immer staubbedeckte Zuckersüßchen dem betreffenden Kinde in den Mund. Profit Gesundheit! Wieviel Bakterien, verdorrter Speichel und Auswurf, Keit und Kleiderfahnen mag das Kind da mit verzehrt haben?!

Eine andere Mutter fuhr zur Zeit der jenseitigen Hitze ihr Baby im Kinderwagen aus — diesen übertrümt mit dicken Federbetten. Das Kind brüllte; große Schweißtropfen perlten ihm vom Gesicht. Es wachte sich vor Hitze nicht zu helfen und wäre zufrieden gewesen, hätte es, mit Leib- und Seele versehen, nur eine dünne Decke als Überlage gehabt. Doch die blöde Mutter ließ es ruhig schmachten und traf bald eine Klatschgevatierin, mit der sie mitten auf der Straße Neugierigen austauschte, während der Kinderwagen mit dem Bratofenkind so stand, daß auch noch die grellen Sonnenstrahlen das Kind in die Augen trafen. Dieselbe Mutter brachte es fertig, ihr Baby bei ziemlicher Kälte im Hofe auf dem Arme herumzutragen!

Man hält es nicht für möglich, wie kurzweilig, unwillkürlich — dabei aber sicher sehr abergläubisch — manche Mütter in der Körperpflege und Erziehung ihrer Kinder sind. Wer so wenig Verständnis zeigt, kann seine Kinder doch nur Schmerzen,

wenn nicht schweren körperlichen Schädigungen entgegenführen!

Für die Küche.

Hagebuttenmarmelade. Die ganz reifen Hagebutten werden von Stielen und Kernen befreit und gut abgewaschen. Dann kocht man sie mit wenig Wasser weich, streicht den Brei durch ein feines Haarsieb, gibt auf $\frac{1}{2}$ Kilo Fruchtmark ebensoviel Zucker und kocht unter beständigem Rühren die Masse eine Stunde, um sie dann in Büchsen zu füllen und, gut zugebunden, an einem kühlen Orte aufzubewahren.

Dösnemausalat. Nachdem ein Dösnemaß tüchtig gewaschen und mit Salz abgerieben ist, wird es in gelahnenem Wasser wiesgeköcht, was bis zu 8 Stunden dauern kann. Dann entfernt man die Knochen, schneidet das Fleisch in feine Streifen, vermischt es mit Kapern, gibt einige gewässerte Sardellen hinzu, die fein gewiegt wurden, sowie Öl und Essig, mengt alles gut zusammen und verzehrt den Salat mit roten Rüben und hartgekochten Eiern.

Apfelbrei. Er wird nur dann wirklich schmackhaft und eine Delikatesse, wenn er von guten, geschälten Äpfeln bereitet ist. Man kocht die Früchte in einem Messingtessel, in einem Bunzlauer Geschirr oder in einem glasierten Topf und achtet darauf, daß sie nicht anbrennen. Dann rührt man die Masse durch ein Haarsieb, süßt und läßt sie erkalten. Apfelbrei darf nicht zu steif sein. Wer es liebt, kann ihn mit kleinen, sehr sauber gewaschenen, besonders aufgetrockneten Korinthen untermischen.

Kalbsbraten mit Buttermilch. Das Kalbfleisch wird 2 bis 3 Tage in Buttermilch gelegt, dann herausgenommen, gewaschen, gefalzen und in die Pfanne gelegt, mit Butter, allerlei Kräutern, Wurzeln und Zwiebeln unter öfterem Begießen schön gebraten. Während dem Braten bestreut man ihn mit Mehl und gießt von Zeit zu Zeit süßen Rahm oder Milch nach.

Haushirtschaft.

Nickelgeschirre dürfen nicht zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln benutzt werden, da Essigsäure, laure Fruchtäfte und Salzlösung Nickelmetall auflösen. Nickelverbindungen sind dem Körper schädlich und Bruchteile von Grammen bringen schon Erbverderben hervor. Die Löffel und Gabeln von Nickelmetall, wie man sie jetzt zu modernen Salatschüsseln hat, müssen sogleich nach dem Essen in lauwarmem Wasser abgewaschen werden — das Rufen derselben kann man später besorgen —, da die Essigsäure das Metall festig macht und diese Fleden sich entweder gar nicht oder nur mit vieler Mühe entfernen lassen.

Alte Filzhüte zu vernichten. Aus abgelegten Filzhüten kann man Unterlagen für heißes Geschirr, Lampenteller, kleine Decken usw. herstellen. Man lege die Hüte einige Stunden in lauwarmes Wasser, knete sie, bis sie ganz weich sind, ziehe sie dann nach allen Seiten, bis sie eine gerade Fläche bilden, und hefte den Filz mit Drahtstiften ziemlich dicht aneinander auf ein Brett fest, worauf man ihn vollständig trocknen lassen muß. Dann nehme man ihn weg, schneide ihn in beliebige Formen und besticke die Deckchen nach Geschmack. Auch als Schutteinlage für den Winter eignet sich ein solcher Filz vortrefflich.

Frische Tintenflecke lassen sich aus Teppichen und Wollstoffen leicht mit Hilfe von Milch entfernen, ohne daß eine Spur davon

zurückbleibt, wenn die Tinte noch feucht ist. Man tröpfelt zu diesem Zwecke, nachdem etwa noch vorhandene Tinte durch Löschpapier oder Watte abgeseugt ist, ein wenig süße Milch auf den Fleck und saugt diese mit Löschpapier oder Watte auf. Dies wird so lange mit frischer Milch und Watte wiederholt, bis der Fleck verschwunden ist. Es scheint, daß die Fettsäuren der Milch die farbegebenden Metallsalze der Tinte einhüllen und mit fortnehmen.

Das Waschen von Tuch nimmt diesem den Glanz und läßt einen stumpfen Fleck zurück, der dem Auge unangenehm ist. Dieser Glanz kann wiederhergestellt werden, wenn man in der gehörigen Richtung über den gewaschenen Teil des Tuches eine Bürste führt, die mit Wasser geteigt ist, in welchem eine kleine Quantität Gummiarabikum aufgelöst ist, und wenn man dann auf die betreffende Stelle einen Bogen Papier, ein Stück Tuch und ein sehr beträchtliches Gewicht legt, welches bleiben muß, bis das Tuch ganz trocken ist.

Erprobtes.

Der unangenehme Geruch, welchen denaturierter Spiritus beim Verdunsten und namentlich auch nach dem Erlöschen der Flamme verbreitet, ist auf das dem Spiritus, wenigstens dem für Brennzwecke bestimmten, zugesetzte Pyridin zurückzuführen. Als wirksames Mittel, wenn auch nicht zur völligen Beseitigung, so doch zur wesentlichen Herabminderung dieses Geruches wird auf etwa ein Liter der Flüssigkeit reichlichen Messerspitze von Weis- oder auch Oxalsäure empfohlen, worauf er ordentlich durchzuschütteln ist. Durch die genannten Säuren wird das Verdunsten des Pyridins fast völlig verhindert.

Spiellkarten lassen sich folgendermaßen reinigen: Ein leinenes Tuch befeuchtet man mit einigen Tropfen Eau de Cologne und reibt damit die Spielkarten leicht ab. Nun läßt man die Karten etwas trocknen und reibt dann mit einem anderen Tuche nach. Durch das Nachreiben erhalten die Karten ihren ursprünglichen Glanz und haben nun nahezu das Aussehen neuer Karten.

Feuer- und wasserfester Kitt. Man vermenge 2 Teile sehr fein gestehert, nicht oxydierter Eisenfeilspäne und 1 Teil vollkommen trockenen, gepulverten Lehm mit Essigsprit durch tüchtiges Kneten, bis das Ganze eine vollkommen gleichförmige, plastische Masse bildet. Dieser Kitt, sofort verbraucht, erhärtet sehr schnell und widersteht dem Feuer und dem Wasser.

Gesundheitspflege.

Hohle Zähne. Um den Zerkleinerungsprozeß hohler Zähne aufzuhalten und die daraus entstehenden Zahnschmerzen zu heben, hat man in neuerer Zeit ein wirklich sich bewährtes Mittel gefunden. Man läßt sich eine konzentrierte Lösung von übermangansaurem Kali in der Apotheke anfertigen, die prachtvoll violett erscheint, und bewahrt sie in einem Glasstöpselgläschen auf. Von dieser Lösung gibt man in ein mit erwärmtem Wasser halbgefülltes Trinkglas 5 bis 6 Tropfen, so daß das Wasser eben nur rötlich wird, und spült damit den Mund recht gut aus. Es lösen sich dadurch nicht nur alle Speisereste an den hohlen Zähnen, sondern der Zerkleinerungsprozeß der Zähne wird auffällig aufgehalten und die Schmerzen verlieren sich bald und bei längerem Gebrauche dauernd. Man muß diese Mundspülungen täglich mindestens einmal vornehmen.

Humor und Rätsel.

Begierbild.



Wo ist der junge Bruder der Signora, der auch dem Lautenspieler lauscht?

Ein Schwereöster-Anfänger. „Mein Fräulein, haben Sie vielleicht Kaviar gegessen?“ — „Warum?“ — „Sie sehen so verflört aus.“

Gut gesagt. Frau: „Was soll man denn unserem diebischen Diener in das Buch schreiben?“ — Mann: „Ganz einfach: „Entlassen, weil er alles sehr leicht nimmt.“

Schlau. „Warum nimmt nur der Herr Bierdimpfl neuerdings immer den kleinen Pöperl mit ins Wirtshaus?“ — „Ja, wissen's, er meint, der Kellner bemogelt ihn und da muß halt der Pöperl die Biere zählen!“

Dann. Unlängst las ich auf einer Postanweisung, die einer meiner Rekruten erhielt, folgende Mitteilung: „Ich schide dir hier, lieber Sohn, 8 Kronen. Wenn du's nicht bekommen solltest, so schreibe sofort deinem dich bestens grüßenden Vater.“

Gesperrt. „Wie, Sie gestatten Ihrer Jose das Rauchen?“ — „Ja, meine Teure; im Vertrauen gelagt: Mein Mann kann Nikotintippen absolut nicht ausstehen.“

Auch ein Beruf. Herr: „Was ist denn das für eine tiefverschleierte Dame, die so häufig zu Ihnen kommt?“ — Barbier: „Das ist die alte Frau, an der die Lehrbuben das Rasieren lernen.“

Ein Ehrlicher. Herr (zu dem neuen Diener): „Ihren Vorgänger habe ich entlassen müssen, weil er von meinen Zigaretten genommen hatte; ich hoffe, Sie werden sich dazu nicht verleiten lassen!“ — „Darüber können Sie beruhigt sein. . . ich habe noch von meinem vorigen Herrn!“

Auch eine Verwandtschaft. A.: „Ist nicht der Assessor Springer durch Heirat mit Ihnen irgendwie verwandt?“ — B.: „Ja, wohl, er hat meine frühere Braut geheiratet.“

Romisch. „Deine Braut ist genau so schüchtern, wie du. Ich möchte wissen, wie ihr euch gegenseitig eure Gefühle zu verstehen gegeben habt.“ — „Durch den Fernsprecher sind wir uns allmählich näher gekommen.“

Kaditaktur. Frau: „Männer, so'n Pech! Eben hab' ich das Kleidchen von unserem Kleinen gewaschen und wie ich's wieder anziehen will, da ist's ihm zu klein geworden!“ — Mann: „Na, da wach' doch den Kleinen ooch!“

Verchiedener Standpunkt. Vater: „Euer Lehrer ist ein braver Mann, er trägt euch nichts nach. Erst gestern sagte er zu mir: „Wenn ein Bub nicht folgt, kriegt er seine Haue und dann sind wir wieder gut!“ — „Ja, er hat's leicht, wieder gut zu sein, aber unjereins.“

Ausichtsvooll. „Hat Ihr Sohn denn in dem Bankgeschäft eine auskömmliche Stellung?“ — „Na, es geht; an Salär kriegt er zwar nur fünfzig Mark, aber er genießt ein großes Vertrauen: zwei von seinen Vorgängern sind mit zehntausend Mark durchgebrannt!“

Die junge Hausfrau. „Leni, warum sind denn die Eier heute wieder so klein? Sag' doch der Bäuerin, sie soll für die Zukunft die Henne länger darauf sitzen lassen!“

Kein Wunder. „Ich habe im Meyerischen Bureau eine Auskunft über deinen Papa eingeholt, Geliebte; sie kostete drei Mark und lautete sehr ungünstig.“ — „Ja, mein Teurer, was kannst du auch für drei Mark verlangen?“

Stataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ak; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; B M S die drei Spieler.

B, der Vorhandspieler, behält Tournee auf folgende Karte: aD, 9, 8, 7; bD, 9, 8, 7; cA, dA.

Deutsch:

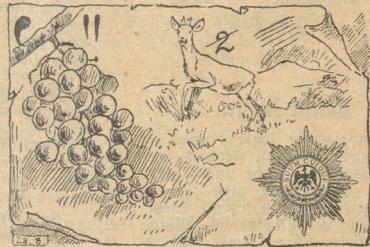


Französisch:

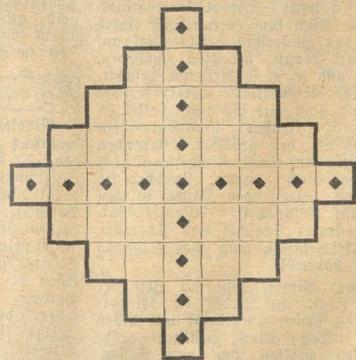


Er tourniert so glücklich, obwohl zwei Blätter verschiedener Farbe im Sat liegen, daß er das Spiel gewinnt, wobei er auf cA und dA nur leere Blätter hereinbekommt. Was wurde tourniert, wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

Bilderrästel.



Diamanträstel.



In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAAAA, B, C, D, EEEEE, F, G, H, I, J, K, L, M, N, O, P, Q, R, S, T, U derart einzutragen, daß die mittlere wagerechte Reihe gleichlautend mit der mittelfsten senkrechten ist und die wagerechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Konsonant; 2. technisches Hilfsmittel; 3. Adelstitel; 4. Behälter; 5. französische Hafenstadt; 6. Teil eines Bauwerkes; 7. tierischer Stoff; 8. in den Alpen; 9. Vokal.

Gleichung.

$$(a-b) + c + d - (e-f) = x$$

a Tischgerät; b Biblischer Name; c Teil des Baumes; d Getränk; e Form des Wasser; f Altes Maß; x Berühmtes Heilbad.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gelellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöth en.

